

Die Mobilmachung und die Folgen

Geehrte Festgäste, liebe Sulzbergerinnen und Sulzberger, meine Damen und Herren!

Wir sind zusammengekommen, um eines Ereignisses zu gedenken, eines unheilvollen Ereignisses, das 100 Jahre zurückliegt. Wie weit ist das weg? 100 Jahre sind drei Generationen, nach denen man glaubt, man dürfe die schrecklichen Dinge doch allmählich vergessen? Ist das so? Oder ist es uns noch nahe, was damals geschah, geht es uns noch etwas an, berührt es uns noch?

Ich möchte mein Thema: „Die Mobilmachung und die Folgen“ mit einem Beispiel beginnen, mit einem Sulzberger Fall, der wie ein Blitzlicht gerade dieses Spannungsfeld - so lange schon her und doch noch so nah - ausleuchtet.

Vor wenigen Wochen erreichte mich das Schreiben eines ehemaligen Schülers, der jetzt auch schon in Pension ist und als Oberstudienrat in der Nähe von Lienz in Osttirol lebt. In diesem Schreiben heißt es unter anderem:

„Mein Vater, wie Sie aus Sulzberg, ist im 100. Lebensjahr bei relativ guter Gesundheit, wenn auch schon sehr gebrechlich. Sein Geburtstag im Jänner fällt zusammen mit dem Tag, an dem seinem in Serbien früh gefallenen Vater Otto in Sulzberg das Kreuz in die Friedhofserde gesteckt wurde. Die Witwe mit fünf kleinen Kindern starb fünf Jahre später an Erschöpfung und wohl auch an gebrochenem Herzen. Im Gedenkjahr 2014 bin ich besonders betroffen vom harten Schicksal der vielen Vorarlberger und Tiroler Familien, die den Verlust ihrer Männer, Väter und Söhne nie mehr verkraftet haben.“

Noch herzerreißender wird die Sache, wenn man die näheren Umstände kennt, die mir mein ehemaliger Schüler in einem anderen Schreiben dargestellt hat. Auch aus diesem möchte ich noch einen Passus vorlesen:

„Am 9. Jänner 1915 war die sogenannte ‚Kreuzsteckung‘ am Ortsfriedhof in Sulzberg angesetzt. Die Witwe Christina, kurz vor ihrer Niederkunft mit dem 5. Kind Josef, machte sich früh und allein auf den langen Weg von Bröger nach Sulzberg, Gehzeit ca. 1 ½ Stunden. Auf dem Weg setzten die Wehen ein, und sie nahm Zuflucht in einem Haus in der Nähe. Die herbeigerufene Hebamme, Walpurga Baldauf, Gastwirtin vom Adler, eilte zu Fuß den Berg hinab zur Gebärenden. Sie schilderte später meinem Vater gegenüber die dramatischen Umstände seiner Geburt am Tage der Kreuzsteckung für seinen eigenen Vater ...“

Einige von Ihnen werden diesen Fall vielleicht kennen. Es handelt sich um Otto Nennung vom Bröger, HN 58, der von Sibratsgfäll stammte, eine Frau von dort, vom Bröger, Christina Keller, geheiratet und wenige Jahre vorher einen Hof in Pacht genommen hatte, um eine Existenz aufzubauen. Als Zugführer musste er sofort einrücken und sein einziges Pferd mitbringen, und schon am 4. Dezember ist er an der serbischen Front

gefallen, ist er „durch Brustschuss den Heldentod“ gestorben, wie es in der „Sulzberger Chronik“ lapidarisch heißt. Es war noch kein halbes Jahr seit der Mobilmachung vergangen, und er war nicht der erste Tote, den man in Sulzberg zu betrauern hatte, sondern schon der fünfte. Man muss nur in Gedanken diese Zahl, fünf, vervielfachen mit den Hunderttausenden von Dörfern und Städten allein der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, ohne die vielen anderen Staaten, die einen ähnlich hohen Blutzoll zahlen mussten, um sich ein Bild davon zu machen, wie entsetzlich dieser Krieg von allem Anfang an war.

Nach diesem Blitzlicht möchte ich meinen Blick auf einige Abschnitte oder Stationen werfen, die den Verlauf dieses Krieges erkennbar machen, und ich möchte Ihnen diese Stationen auch nennen, damit Sie abschätzen können, wie bald ich zum Ende komme:

1. Die Mobilmachung oder Der freudige Aufbruch.
2. Der Schock oder: Alles war nicht wahr.
3. Der Kriegsalltag oder: Die Not und die Zermürbung.
4. Das traurige Ende oder Depression und Zerfall der alten Welt.

Die Mobilmachung oder Der freudige Aufbruch

Die Generalmobilmachung, die am 31. Juli 1914 bekannt gemacht wurde, war etwas ganz Ungewöhnliches. Es hat auch früher Kriege gegeben, immer wieder, aber wenn es nicht um die Verteidigung der engeren Heimat ging, wie in den Schweden- oder den Franzosenkriegen, als der Feind tatsächlich ins Land herein kam, wenn der Kaiser Soldaten für die verschiedensten Unternehmungen brauchte, war das immer kontingentiert. Einzelne Jahrgänge wurden ausgemustert, und die mussten dann „spielen“, die Soldaten wurden ausgelost, und wenn die geforderte Zahl erfüllt war, waren die anderen frei. Jetzt aber, dieses Mal, mussten plötzlich alle Wehrfähigen einrücken. 21 Jahrgänge betraf es auf den ersten Satz, Reservisten und gediente Landsturmmänner, und ein Jahr später auch die Standschützen. Am Sulzberg bedeutete das für den ersten Schub, der am 2. August abmarschierte, 96 Mann, dazu noch 24 aus Thal, zusammen also 120 Mann, und diese Zahl steigerte sich, wie wir wissen, durch immer neue Musterungen stetig, und am Ende waren es 303 Personen, die einrücken mussten, das sind rund 20 Prozent der Einwohner oder, man kann es auch anders sagen, jeder Fünfte.

Trotzdem war die Reaktion auf die Mobilmachung nicht Entsetzen oder das große Erschrecken, sondern eher eine freudige Erregung, wie bei einem ausbrechenden Gewitter nach langer Schwüle. Nach der unerträglichen Spannung seit dem Attentat in Sarajewo erlebte man es wie einen Aufbruch, als es endlich losging. Man war überzeugt, dass man für eine gerechte Sache kämpfte, dass man einen kurzen Kampf kämpfen und siegreich bleiben würde. Es war in unserem Lande und auch hier in der Gemeinde nicht anders als überall sonst. Josef Bechter, damals Vorsteher hier, Bürgermeister von Sulzberg, erlebte die Kundmachung in Feldkirch. „Unter Trommelwirbel“, schreibt er später in seiner Kriegschronik, „wurde dort diese Nachricht durch die Gassen der Stadt verkündet.“ Er benützt tatsächlich dieses Wort: „verkündet“, wie beim Evangelium. Und als er dann

nach Bregenz kam, war das Bild noch eindeutiger: „Bregenz war beflaggt, Militär mit Musik an der Spitze wurde von der Bevölkerung mit Hoch- und Hurrarufen stürmisch begrüßt, es war ein Leben wie bei einem großen Fest.“

Am Sulzberg ging es, wenn ich die Zeugnisse bedenke, die uns überliefert sind, nicht ganz so stürmisch zu, denn immerhin war es ein gewaltiger Aderlass und ein vielfältiges und schmerzliches Abschiednehmen, aber als eine Art große Feierstunde empfand man es doch. Am Morgen des Abschieds wurde allen noch die Gelegenheit geboten, die Sakramente zu empfangen, man besuchte gemeinsam die Sonntagsmesse, dann nahmen die Einberufenen Aufstellung auf dem Kirchplatz, Pfarrer Dobler hielt eine Abschiedsrede und ermahnte die Männer, Barmherzigkeit auch gegen den Feind zu üben, man sang die Kaiserhymne und sprach den priesterlichen Segen, bevor die Truppe unter der Leitung des Oberjägers Josef Baldauf von Eschau in Richtung Bahnhof abmarschierte.

Der Schock oder Alles war nicht wahr

Es stimmte schon der Gegner nicht, der Feind, gegen den die Männer in den Krieg geschickt wurden. Gegen Serbien sollte es gehen, das hinter dem Mord am Thronfolger stand, und dann gegen Russland, das wusste man bereits, aber dann folgte eine Kriegserklärung der anderen, alle Bemühungen der Diplomatie, den Krieg zu lokalisieren, in Grenzen zu halten, scheiterten. In kürzester Zeit breitete sich dieser Krieg über ganz Europa aus und durch die Kolonialmächte auf die ganze Welt. 36 Nationen nahmen schließlich an ihm teil, und am Ende standen sich Millionenheere gegenüber, die überhaupt in keinen Zusammenhang mit dem Anlass, dem Attentat in Sarajewo, mehr zu bringen waren. Es gibt kein denkbare Ziel, es gibt keinen nennbaren Wert, für den ein solcher Aufmarsch angemessen gewesen wäre.

Niemand hat diesen Krieg, so wie er dann war, den Weltkrieg, gewollt, das weiß man heute, niemand hätte so etwas verantworten können. Die Forschung bemüht sich seit nun 100 Jahren, herauszubringen, wie es denn überhaupt geschehen konnte. Man sprach von der „Entfesselung“ des Ersten Weltkrieges, als ob der Krieg wie ein wildes Tier nur darauf gewartet hätte, bis jemand kam, um ihm die Fesseln zu lösen, damit er dann selbsttätig wüten konnte. Man sprach vom „Lauffeuer“ der Kriegserklärungen, als ob alles schon hergerichtet gewesen wäre wie bei einem Feuerwerk - man denkt an die Bündnissysteme und die Garantieerklärungen - , so dass es dann nur noch einen Zünder brauchte, der die Lunte legte. Man verwendete auch den Ausdruck „hineingeschlittert“, als ob niemand etwas erkannt oder geahnt hätte, sprach von „Zwangsläufigkeiten“ und „Unausweichlichkeiten“ und dergleichen mehr.

Und dennoch waren es Menschen, die entschieden, Politiker und Militärs, die die Verantwortung trugen und denen zuzumuten war, dass sie die Konsequenzen erkennen und die Folgen abschätzen konnten. Erst langsam setzte sich in der Forschung die Erkenntnis durch, dass es das falsche Denken war, dass es die Mythen und Ideologien der Zeit waren, der Nationalismus, der Imperialismus, der Militarismus, der Technikglaube und die maßlose Selbstüberschätzung, die es schließlich unmöglich machten, dass die Vernunft

eine Chance bekam. Wenn man alles dieses bedenkt und überlegt, wem unser Gedenken, unser ehrendes Gedenken, unser Respekt und unsere Hochachtung gelten kann und soll, dann kommt man zu dem Schluss, den Martin Haidinger vor nicht langer Zeit in der Zeitschrift „Die Furche“ gezogen hat:

„Mehr oder weniger skrupellos im Opfern ihrer Völker waren die meisten dieser hohen Herren, und nicht ihnen gilt es Lorbeerreiser zu winden, sondern den 70 Millionen Soldaten, die ins Feuer gejagt wurden, und den 17 Millionen Menschen, die am Ende tot waren.“

Diese Soldaten, die so frohgemut und voller Hoffnung in den Krieg gezogen waren, waren es, die den Schock zuerst aushalten mussten, die Einsicht, dass alles nicht stimmte, alles nicht so war, wie es ihnen vorgegaukelt worden war. Österreich speziell war nicht gerüstet für diesen Krieg. Die Erwartung, dass mit den modernen Verkehrsmitteln, den Eisenbahnen und Kraftfahrzeugen, der Transport der Riesenheere und die Versorgung der Truppen gewährleistet werden könnte, wurde bitter enttäuscht, ebenso die selbstverständliche Annahme, dass man gut gerüstet und jedem Feind gewachsen sei. Ein Beispiel nur dazu. Anton Kresser von Thal, der ein Kaiserjäger und von Anfang an dabei war, als es an der galizischen Front gegen die angreifenden Russen losging, hat ein Tagebuch geführt und diesen Schock geschildert. Ich zitiere nur eine kurze Passage daraus, in der er die Situation beschreibt, nachdem sein Vorgesetzter, Leutnant von Konvös, gefallen war:

„Der Todestag von Lt. Konvös forderte in unserem Regiment unendlich viele Opfer, das Kampfterrain war sehr ungünstig, wir waren von Feinden eingesehen, von Spionen verraten, dazu hatten die Russen doppelt so viele Leute“ usw. Und dann: „In der Heimat ahnte man noch nichts von unserem Los, denn es gesellte sich ein zweiter Feind dazu, dieser war Hunger und Durst. Kartoffeln wurden ausgegraben und roh verzehrt. Wasser wurde in allen Pfützen gesucht und mit Todesverachtung getrunken. Auf feindliche Geschosse achtete man nicht mehr“ usw.

Ähnlich schrecklich ging es überall zu, und das durfte man zu Hause nicht wissen. Die Feldpost wurde alsbald zensuriert, ebenso die Presse und vor allem die Bilder, deren Anblick man nicht ertragen hätte. Dennoch war es nicht zu verhindern, dass der Schock schon bald auch in der Heimat ankam, mit den Todesmeldungen und der Gewissheit, dass man sich auf einen langen Krieg einstellen musste.

Der Kriegsalltag oder Die Not und die Zermürbung

Kriege hat es in der Geschichte viele gegeben. Wir verbinden sie gerne mit Begriffen wie „Feldzüge“, in denen fremde Länder überfallen und erobert werden, und „Schlachten“, in denen wie in einem überdimensionalem Duell die Entscheidung fällt und der eine siegt und der andere unterliegt. Mit solchen Feldzügen und Schlachten hatten alle gerechnet, die Politiker und vor allem die Militärs, die zu diesem Kriege drängten, und es

hat sie, wie wir aus den Geschichtsbüchern wissen, ja auch gegeben, die Schlacht an der Marne, die Tannenberg Schlacht, die Schlacht um Przemysl und später die Schlacht um Verdun, die Isonzoschlachten und noch andere, aber sie führten zu keiner Entscheidung, sie erstickten jeweils am unterschätzten Gegner, und am Ende stand ein Krieg, den niemand gewollt hatte, vor dem vielmehr viele gewarnt hatten, ein „Frontenkrieg“, in dem über viele tausend Kilometer hin die Soldaten einander gegenüber standen, in Schützengräben oder anderen Verstecken, und nur die Wahl hatten, zu töten oder getötet zu werden. Für die Deutschen war es vor allem die Westfront, für die Österreicher die Dolomitenfront, die sich in der Erinnerung der Soldaten und auch in unserer historischen Erinnerung eingegraben hat und die Vorstellung vom Kriegsalltag der Soldaten bestimmt.

Wie zwei riesige Giganten hatten sich die Gegner ineinander verkrallt, die Entente-Mächte auf der einen, die Mittelmächte auf der anderen Seite, und keiner dieser Giganten konnte den anderen niederringen, aber beide verbluteten dabei. In diesem Ringen, das sich über Jahre hinzog, war das Hauptmerkmal die krampfhaft Suchen nach immer neuen Techniken, mit denen man den Gegner schließlich doch noch überrumpeln konnte. Denken wir an die U-Boote, mit denen man die Seeblockade sprengen wollte, die Bomben, die man zuerst aus Zeppelin und dann aus Flugzeugen warf, das Giftgas, mit dem die Soldaten in den Schützengräben vernichtet werden sollten, die Tanks (Panzer), mit denen man diese Schützengräben überrollen konnte, usw. Eine ganz gefährliche Waffe, die man gewöhnlich übersieht, die aber das Verhältnis zwischen den Völkern noch über Generationen vergiften sollte, war die Kriegspropaganda, die gegenseitige Verhetzung mittels Greuelnachrichten, die den Hass schürten und dazu beitrugen, dass am Ende auch der Friede nicht gelang.

In den Briefen, die die Soldaten nach Hause schrieben, finden wir von dieser großen Dramatik nur wenig. Sie hatten andere Sorgen. Sie waren damit befasst, den jeweiligen Tag zu bestehen, am Leben zu bleiben, Nahrung zu bekommen. Sie mussten manchmal fast unmenschlichen Anforderungen gerecht werden, denken wir nur an den Winterkrieg in den Dolomiten. Sie mussten den allgegenwärtigen Tod aushalten, die gefallenen Kameraden bestatten, die Verwundeten versorgen. In diesem schwierigen Alltag gab es nur wenige Dinge, die ihn aufhellten, erträglicher machten. Dazu gehörten die Nachrichten von zu Hause, vor allem die Päckchen, manchmal, ganz selten, auch ein kurzer Heimaturlaub. Zu diesen erhellenden Dingen gehörte auch die Anerkennung, die öffentliche Anerkennung für den Einsatz, die Tapferkeit, den Todesmut, die erlittenen Verwundungen, ich meine die Beförderungen und Auszeichnungen, mit denen der Staat bzw. die Heeresführung nicht geizte, 144 rechnete mein Vater für die Eingerückten von Sulzberg und Thal zusammen. Das Wichtigste aber, das ein solches Leben auf längere Zeit überhaupt erträglich machte, war der Zusammenhalt in der kleinen Gruppe, die Verlässlichkeit, die gegenseitige Hilfsbereitschaft, die Kameradschaft, die den meisten in der Erinnerung geblieben ist und über den Krieg hinaus Bestand hatte.

Der Kriegsalltag bedrückte auch die Daheimgebliebenen mit zunehmender Härte. Es kam der Begriff „Heimatfront“ auf, d. h. auch hier war jeder gefordert. Zuerst waren es die fehlenden Arbeitskräfte, die ersetzt werden mussten. Die Alten, die Kinder, vor allem

die Frauen mussten einspringen. Äußere Hilfe, z. B. durch russische Kriegsgefangene, kam selten und war meist nicht brauchbar. Dann kamen die ständig sich steigernden Ablieferungspflichten und Sammelaktionen. Die Kirchenglocken mussten abgeliefert werden, später auch die Viehglocken, Altmetall, Brennhäfen und Kessel, alles, was Kupfer enthielt. Dann musste Sulzberg insgesamt 61 Pferde liefern und 1210 Stück Schlachtvieh, Heu, Schafwolle, Leder, Gold und Schmuck usw., und schließlich kam das Geld selber dran, Spendenaktionen und eine Kriegsanleihe nach der anderen, bis knapp vor Kriegsende. Auch die Kinder waren in dieses ewige Geben und Sammeln eingespannt. Ich möchte es nur an einem Beispiel illustrieren, der Schule Moos im Jahre 1916, aber so wie dort war es überall sonst auch. In diesem Jahr sind folgende Termine dokumentarisch belegt: 22. Jänner: Heller-Sammlung, 23. März: Kriegsmetallsammlung, 30. Mai: Schulsammlung für das Rote Kreuz, 17. Juni: Woll- und Kautschuksammlung, 19. Juni: 4. Kriegsanleihe, 14. Juli: Brombeerblättersammlung, 15. Oktober: Opfertag, und so ging es weiter.

Als nächstes kam die Not, zunehmend gab es auch in der Heimat Versorgungsprobleme. Am schlimmsten war der Brotmangel, der dazu führte, dass die Bauern wieder selber Früchte anbauten: Roggen, Gerste, Hafer, Weizen, Mais und vor allem Kartoffeln. Mit dem Brot wurde es immer schlimmer, meine Eltern erinnerten sich noch sehr lebhaft daran. Ich zitiere aus der Kriegschronik meines Vaters:

„Das Brot wechselte mehrmals die Farbe. 1914 gab es normales Schwarz- und Weißbrot, 1915 gab es nur noch schwärzliches, fast bläuliches Brot, dann kam das goldgelbe Maisbrot bis 1917. Nahm man einen frischen Laib Brot auf, so zerbrach er in einige Stücke (...) Wurde dieses Kriegsbrot auch nur einige Tage aufbewahrt, so schimmelte es außen und innen. Es war eine Kunst, das Brot zu backen, und nicht immer gelang diese Aufgabe zur vollen Zufriedenheit.“

Nicht nur das Brot wurde rationiert, sondern auch der Zucker, das Fett, das Fleisch, der Kaffee, die Schuhe und vieles andere. Ein besonderes Problem war das Petroleum, damals noch der Hauptlichtspender, man musste wieder zum Talglicht und zur Kerze zurückgreifen. Wenn man die Gemeindeakten dieser Jahre studiert, hat man den Eindruck, dass die Tätigkeit der Gemeindeverantwortlichen fast ausschließlich darin bestand, diesen Ablieferungs- und Versorgungspflichten nachzukommen. Es wurde ein eigener „Gemeindewirtschaftsrat“ aus vier Personen bestellt, dem der Gemeindevorsteher und der Pfarrer und zwei angesehene Gemeindebürger, Christian Buhmann von Sulzberg und Franz Xaver Huber von Thal, die die Hauptarbeit leisten mussten, angehörten. Je länger dies ging, umso zermürend war es.

Das traurige Ende oder Depression und Zerfall der alten Welt

1918 ging dieser Krieg durch das Einschreiten einer neuen, noch unverbrauchten Großmacht, der USA, schließlich zu Ende, die Mittelmächte mussten kapitulieren. In den Friedensverträgen von 1919/20, die wir als „Pariser Vorortverträge“ kennen, sollte ein Ausgleich geschaffen, eine neue, dauerhafte Ordnung in Europa hergestellt werden,

aber der Hass aufeinander, den man über Jahre geschürt hatte, saß zu tief. Es wurde stattdessen eine Abrechnung, mit unbedenklicher Schuldzuweisung an die Verlierermächte, womit diese sich unmöglich abfinden konnten. Die bedeutendste Ordnungsmacht Europas, die Österreichisch-Ungarische Monarchie, wurde zerschlagen, und was übrig blieb, Restösterreich, haben die meisten nicht für lebensfähig gehalten. Und rundherum entstand ein Mosaik instabiler sogenannter Nationalstaaten. Auch die zweite Ordnungsmacht, das Osmanische Reich, wurde zerstört und in Mandatsgebiete aufgelöst, welche die schwierigsten Krisenherde unserer Tage sind. Diese Abrechnung, diese Friedensverträge passten aber auch den Siegermächten nicht, ihnen gingen sie viel zu wenig weit, besonders Frankreich und Italien sahen sich um ihren Sieg betrogen.

Alles zusammen, die Verbitterung und die Enttäuschung, dann die unendliche Not, die dem Kriege folgte, der Hunger und die Arbeitslosigkeit, die schreckliche Inflation, die auch das größte Vermögen buchstäblich in Nichts aufgehen ließ, und schließlich die große Depression, die Weltwirtschaftskrise, hat dazu geführt, dass der Ruf nach einer Revision dieser Friedensverträge immer heftiger wurde und jene politischen Strömungen, die wir faschistisch nennen, die Bewegung Mussolinis und der Nationalsozialismus, die ohne Einsicht in die wirklichen Ursachen des Verhängnisses und mit den alten Einstellungen, den maßlosen imperialistischen Herrschaftsansprüchen, der nationalen Überheblichkeit und dem unerschütterlichen Glauben an die verbesserte Kriegstechnik einen radikalen Wandel versprachen, immer mehr Zulauf bekamen. Und so geschah es, musste nicht so geschehen, aber tatsächlich geschah es, dass sich aus diesem ersten Weltkrieg wie eine böse, giftige Nachgeburt ein zweiter entwickeln konnte, der noch schrecklicher war. Erst danach war das Entsetzen über die Zerstörungskraft der modernen Waffen und die ebenso zerstörerische Wirkung des nationalistischen Wettlaufens so groß, dass man sich besann, dass man anfang, gemeinsam, mit immer größerem Erfolg, die Friedenssicherung weltweit und die Einigung Europas im Besonderen voranzutreiben, Bemühungen, denen wir nun zwei Generationen lang, über 60 Jahre, Frieden und Wohlstand in Europa verdanken.

Und wie sah es daheim aus? Auch hier, wo man bis zuletzt für den Kaiser gebetet und für seinen schließlichen Sieg Geld gesammelt hatte, war die Bedrückung groß. Man war, das ist das einzige passende Wort, einfach trostlos. Das betraf zunächst die Soldaten selbst. Ich muss noch einmal die „Sulzberger Kriegschronik“ zu Rate ziehen, in der diese Stimmung deutlich durchklingt:

„Der Staat zerfiel, die Front löste sich auf. Verlassen und verraten standen die Deutschen Österreichs an der Front. (...) Der österreichische Soldat hatte kein Kommando mehr, er war entlassen. Es folgte ein unregelmäßiger Rückzug, eine unordentliche Abrüstung und eine unerquickliche Heimfahrt in überfüllten Zügen. Still und unregelmäßig kehrten die Krieger heim. Als die ersten heimkamen, wusste man nicht, was man sagen sollte. Die Leute konnten sich nicht vorstellen, dass es nun auf einmal aus sei! Wie konnte man so sang- und klanglos heimkommen?“

Und so geht es noch eine Weile weiter. Erst 1920, als man sich besonnen, als man sich mit den unausweichlichen Tatsachen abgefunden hatte, gab es ein Heimkehrerfest, ein Zusammenfinden aller derer, die im Felde waren, und derer, die daheim die Last getragen hatten, und noch einmal zwei Jahre später, 1922, wurde für die gefallenen und vermissten Soldaten ein Kriegerdenkmal errichtet. Zu dieser trüben Stimmung am Kriegsende gehört auch die weiter anhaltende Not, die noch über Jahre hin notwendige Rationierung der Lebensmittel und anderer Dinge, die Inflation, die zunehmende Arbeitslosigkeit und allgemeine Aussichtslosigkeit.

Conclusio

Ich komme zum Schluss. Wenn man den Ersten Weltkrieg aus der Entfernung von 100 Jahren betrachtet, wie eine Landschaft vom Luftballon aus, der sehr hoch gestiegen ist, dann zeigt sich ein gewaltiges Bild, das man kaum übertreiben kann. Karl Kraus, ein berühmter österreichischer Dichter, der als seltene Ausnahme gleich am Anfang schon die Ungeheuerlichkeit dieses Weltgeschehens erfasst hat, hat ein Werk darüber geschrieben mit dem Titel „Die letzten Tage der Menschheit“, für ihn war es eine Apokalypse, ein Weltuntergang. Man hätte ihn dafür beinahe ins Irrenhaus gebracht. In jüngerer Zeit wurde ein anderes Bild, eine andere Metapher bemüht: der Urknall, der das 20. Jahrhundert einläutete und die alten Ordnungen völlig durcheinander brachte. Die europäische Staatenordnung, die vom Wiener Kongress 1814 mühsam errichtet worden war und 100 Jahre lang gehalten hatte, wurde zerstört, die Vorbildrolle Europas und seine Vormachtstellung in der Welt beendet, das Ende der Kolonialherrschaft wurde eingeleitet und eine neue Welt geschaffen, die von Anfang an von Unruhe und Unsicherheit und immer neuer Gewalt bestimmt war.

Im Buch Jesaja im Alten Testament finden wir den Satz: „Weder soll eine Nation das Schwert gegen eine andere Nation erheben, noch sollen sie weiterhin den Krieg lernen.“ Nach mehreren tausend Jahren wissen wir, dass dies ein Traum ist, aber wir sollten dennoch für diesen Traum kämpfen. Vor allem aber sollten wir den Vorsatz mitnehmen und die Hoffnung stärken, dass unsere Staatsmänner und ihre Völker ihre Verantwortung wahrnehmen, so dass es niemals wieder geschieht, dass sie, wie es 1914 geschehen ist, in eine solche Weltkatastrophe hineinschlittern.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit

= **Manuskript der Rede in Sulzberg am 10. Oktober 2014 im Rahmen einer Veranstaltung zum 100. Jahrestags des Beginns des Ersten Weltkriegs.**

Elmar Haller